Es ist eine Reihe von Jahren her, seitdem keine kaiserliche Jagd in Gödöllö stattgefunden. Im Jahre 1911 hat Kaiser Franz Josef zum letzten Male dort gejagt und das Schloß bewohnt. Nichts ist seither geändert worden an den Räumen, die ihm zum Aufenthalt gedient. Auch an den Gemächern der Kaiserin Elisabeth ist in ehrfurchtsvoller Pietät nicht gerührt worden und auch sonst ist in den Wohnzimmern alles geblieben, wie es war. Dem an unserem Hofe herrschenden Brauch entsprechend, sind diese Räume, die wohl genug des Interessanten und mehr noch des Anheimelnden bergen mögen, die Besichtigung nicht zugänglich. Was den Besuchern des Schlosses gezeigt wird, ist außer dem der allgemeinen Benützung überlassenen Park, der allein schon eine Sehenswürdigkeit bildet, der sogenannte große Saal, der Salon des Kaisers und das Oratorium. Von dem letzteren aus, das durch seine Glaswände den Blick in die Kirche hinab eröffnet, konnte die Kaiserin der in der Schloßkapelle für alle Andächtigen des Ortes zelebrierten Messe beiwohnen. Der Salon des Kaisers ist in dem vornehm einfachen Ton gehalten, auf den das ganze Schloß gestimmt ist, und die roten Samtstühle stammen noch aus der Zeit des ersten Besitzers, der freilich, nach dem wundervollen vergoldeten Stuckplafond und den ebenso ausgestatteten Wänden des „großen Saales" zu schließen, schon in jener Zeit ein Grandseigneurleben geführt zu haben scheint. Das Schloß ist zur Zeit Maria Theresias von einem Schüler Fischer von Erlachs erbaut worden. Es ist reines Barock und der Grundriß zeigt deutlich die Form eines doppelten Hufeisens. Der Bauherr war ein Graf Grassalkovich, dessen Nachkommen später den Fürstentitel erhielten, dessen Vater aber ein armer Bauernjunge aus Gödöllö war, der es als Advokat durch bedeutende Dienste, die er Maria Theresia geleistet, zu bedeutendem Ansehen und Reichtum brachte. Nach mehrfachem Besitzwechsel wurde das Schloß und die dazugehörige Domäne Eigentum der Heiligen ungarischen Krone, welche es Kaiser Franz Josef zum Krönungsgeschenk darbot.

Es ist ja bekannt, wie gern der Kaiser und die ganze kaiserliche Familie dort weilte; einmal sogar einen ganzen Winter hindurch, als eine Choleraepidemie einen Wechsel des Aufenthalts nicht ratsam erscheinen ließ. Mit wahrer Lust gingen Kaiser Franz Josef und Kronprinz Rudolf hier auf die Jagd. Ganz besonders aber war der Kaiserin der Aufenthalt in Gödöllö ans Herz gewachsen. Ein Teil des Parks, der mit seinem Fichten- und Lärchengehölz und den hochwachsenden Farnkräutern wie ein Stück Tiroler Hochwald anmutet, ward von ihr bevorzugt. In Gödöllö vor allem konnte sie sich in ungehindertem Maße dem von ihr so leidenschaftlich geliebten Reitsport widmen. Eine Reitbahn im Park, auf der jetzt noch die Hürden und Planken zu sehen sind, welche die Hindernisse darstellten und die Manège in der geschlossenen Reitbahn legen Zeugnis ab von der hohen Schule, die hier geritten wurde. Harmlos fröhliche Zeiten waren es, welche die kaiserliche Familie hier verbrachte. Die jugendlichen Mitglieder und die Gäste, die hier weilten, fanden sogar Freude am Kegelschieben, eine offene und eine geschlossene Kegelbahn laden zu dem bürgerlichsten aller Sporte ein. Noch jetzt sind einzelne Namen an den Wänden zu lesen mit der ehrenden Beifügung „alle Neune". Das sind freilich Zeiten, die weit zurück liegen.

Der Krieg hat auch diesem Tuskulum seine Spuren aufgedrückt. Ein großer Teil des Schlosses ist in ein Militärspital verwandelt, eine Veränderung, ganz im Sinne der einstigen hochherzigen Bewohner. Kaiser Karl hat bei seinem Besuch in Gödöllö vor allem das Spital besichtigt. Ueberflüssig zu sagen, daß er in seiner wahrhaft leutseligen Art für jeden Offizier, für jeden einzelnen Soldaten ein freundliches Wort gefunden. Alle, die hier sind, fühlen sich als Gäste des Kaisers und sie sind auch dementsprechend untergebracht und verpflegt. Es ist ein Musterspital, das unter der Leitung des Hofrates v. Szegedy-Maszak steht, und dem zugeteilt zu werden sich jeder der tapferen Verwundeten als Glücksfall anrechnet.

Gerade als wir das Schloß besichtigten, weilte Prinzessin Windisch-Graetz dort. Zum erstenmal kam sie an die Stätte, die ihrem Vater so oft als Jagdquartier diente. Prinzessin Windisch-Graetz, welche die Andenken, die ihr aus dem Nachlaß Kaiser Franz Josefs zufallen, besichtigte, zeigte besonderes Interesse für die prachtvollen Jagdtrophäen ihres Vaters und Großvaters, welche die Wände des Stiegenhauses schmücken. Zierliche Rehhörnchen wechseln mit mächtigen Hirschgeweihen und ein paar Eberköpfe erzählen von dem Jagdglück der kaiserlichen Nimrode. Hundertsechzehn Wildschweine hat Kaiser Franz Josef seit seines Lebens zur Strecke gebracht.

Noch einen letzten Rundgang durch den Park, der mehr als zwei Generationen lang in seinen Alleen die wechselvollen Stimmungen seiner Bewohner aufgenommen. Zum Abschied führt uns der Hofbedienstete, der hier in Treue ergraut ist, zu einer machtvoll hohen Tanne im Schloßhof. Man muß unter die weitausladenden knorrigen Zweige treten, die bis zum Boden herabhängen, um zu dem Stamme zu gelangen. Zwei Männer vermögen ihn mit ihren Armen nicht zu umspannen. Auf hundertfünfzig Jahre wird das Alter des Baumes geschätzt, aber gesund und kräftig steht er da in der Fülle seiner grünen Zweige, die mit jedem Jahre jugendliche Triebe ansetzen — ein wahres Symbol des Geschlechts, in dessen Garten er blüht.

Außer dem Park des königlichen Schlosses gibt es in Gödöllö noch den aus staatlichen Mitteln erhaltenen Elisabethpark, der um der Gartenkunst willen, die hier zu wirkungsvoller Anwendung gekommen, eines Besuches wert ist. Weniger gelungen ist das Monument der verewigten Kaiserin, das, auf sehr glücklichem Platze aufgestellt, in der allzu getreuen Wiedergabe der Mode einer bestimmten Zeit etwas konventionell und unbelebt wirkt. Aber selbst dieses Denkmal ist der gutgemeinte Ausdruck dafür, wie allüberall in Gödöllö das Andenken an Kaiserin Elisabeth lebendig geblieben ist.

Betty Wolf.

Trude Resemann besann sich — man konnte es ganz deutlich merken. Mochte sie zuerst mal die Zahlungsfähigkeit des kleinen Beamten enttäuschen — bald bekam sie auch Augen für seine wirkliche Erscheinung, und daß er neben ihr unmöglich war. Vor allem aber begriff sie wohl, daß Hinrich Kleinpeter doch nicht die Seltenheit war, für die sie ihn gehalten hatte. In der Heimat, als fester Bestand vielleicht — aber es gab ja Urlauber. Wozu brauchte man sich da so feierlich zu binden an einen beschämenden Buckligen?

Kurz — eines Tages war es aus. Trude Resemann verschwand mit einem Urlauber, und bald hörte man, daß sie in verschiedenen Städten eine reichere Tätigkeit entfaltete. Was lag an dem Frauenzimmer? Aber ich sage Ihnen, Hinrich Kleinpeter hatte 'ne Göttin an ihr verloren. Als er die Wahrheit endlich begriffen hatte, verlor die Welt ihren Sinn für ihn. Ganz sonderbar war es, diesen Prozeß rein äußerlich zu beobachten. Als er sich wieder auf die Straße traute, fehlte an ihm zunächst das feine, neue Hütchen. Den verbeulten Strohhut trug er wieder. Bald kamen auch der Anzug seines Vaters und die ausgefranste Hose wieder zum Vorschein — schließlich watschelte er in den schiefen Stiefeln vom Rathause bis zur Bäckergasse, wie ehedem. Das Merkwürdigste aber war, daß auch das Männchen selbst verarmte, verkam und zusammenschrumpfte. Ja, lieber Herr, ich übertreibe nicht — der kleine Kerl wurde täglich kleiner. Er verminderte sich unter dem Blick, und eines Tages konnte nichts mehr von ihm übrig bleiben.

Eines Tages blieb wirklich nichts mehr von ihm übrig. Hinrich Kleinpeter war fort. Sein Amt hatte er im Stich gelassen — unglaublich. Fahnenflüchtig wurde er an dem Tage, der die Nachricht von der Eroberung Warschaus brachte. Man forschte vergebens nach ihm. Man weiß nicht mal, ob er noch lebt. Ich möchte bloß wissen, ob er ein Ende gemacht hat oder ob er auf der weiten Welt nach Trude Resemann sucht, dem Frauenzimmer, das für ihn 'ne Göttin war."

Doktor Amadeus Kullmann trank ein ganzes Glas Burgunder aus. Dann sah er mich mit seinen gerösteten und feuchten Augen an: „Na, lieber Herr? Solch Bläschen auf dem wilden Weltmeer — nicht wahr? Solch Männchenschicksal, und täglich sterben Tausende von Männern! Fritz, die Zeitung!"

Der Militarismus der Entente vor dem Weltkriege.

Von

Generalfeldmarschall Graf Schlieffen.

Als Beweis, daß der „höchste Militarismus", gegen den sie jetzt anscheinend kämpfen, schon im Frieden auf Seite der Ententemächte war, veröffentlicht die „Deutsche Revue" den folgenden bedeutsamen Brief des Generalfeldmarschalls Grafen Schlieffen an ihren Herausgeber Richard Fleischer:

Berlin W 15, 13. Dezember 1911.

Hochverehrter Herr!

Euer Hochwohlgeboren bitte ich auf das sehr gütige Schreiben vom 1. ds. Folgendes erwidern zu dürfen:

England hat die Aufgabe, nicht nur sich selbst, sondern auch sein über die ganze Erde verbreitetes Kolonialreich und den Welthandel, den es zum großen Teil vermittelt, zu schützen.

Die Erfüllung dieser Aufgabe wurde ihm bis vor nicht allzu langer Zeit nur durch zwei Mächte erschwert: Frankreich und Rußland. Ersteres besaß eine ansehnliche Flotte, zahlreiche Kolonien und ein lebhaftes Ausdehnungsbedürfnis; letzteres breitete sich in Asien nach Osten und Süden immer weiter aus und stand im Verdacht, auch Indien überschwemmen zu wollen.

Die Bildung des Dreibundes, der einen großen Teil der Kräfte derselben beiden Mächte in Anspruch nahm, mußte England in hohem Grade willkommen sein. Es trat dem Bunde nicht förmlich bei, genoß aber alle Vorteile, die in dem Satze „Meine Feinde sind auch deine Feinde" enthalten sind. Nur mit Italien traf es besondere Vereinbarungen, die auf Bekämpfung des gemeinsamen Feindes im Mittelmeer hinzielten.

Dieser für England überaus glückliche Zustand veränderte sich allmählich. Italien war dem Dreibund in der Hoffnung beigetreten, in dem unvermeidlichen Deutsch-Französischen Krieg von dem Besitzen Nizza und Savoyen zurückzugewinnen. Frankreich verschloß aber seine Alpenpässe durch Befestigungen derartig, daß Italien auf die Ueberschreitung des trennenden Gebirges, auf die Bezwingung an dem Krieg und auf die Erfüllung seiner Hoffnungen verzichten mußte. Es verständigte sich mit Frankreich, gab alle unerfüllbaren Angriffspläne in Europa wie in Afrika auf und empfing aus den Händen des verbündeten und großmütigen Gegners die Anwartschaft auf Tripolis. Wollte es sich im Zukunft an dem Kampf der Völker beteiligen, so blieb ihm nur der Anschluß an Oesterreich übrig. Ob dieser freiwillig einer Machterweiterung werden würde, die auf ihr Programm die Erwerbung von Südtirol und Triest geschrieben hatte, war nicht mehr zu verlangen.

Aus zwei Freunden sind gegrimmte Feinde geworden. Der Dreibund blieb für friedliche und geruhige Zeiten in seiner ganzen Ausdehnung bestehen. Bei irgendeiner Verwicklung wird Italien sich ihn dessen nicht abhalten lassen, die bekannten Extratouren zu tanzen, und in einem Kriege wird es nur in den Reihen der Gegner der zwei übrigen Dreibundmächte zu finden sein.

Eine andere Veränderung in dem europäischen Bilde hat Deutschland veranlaßt. Seine unbedeutende und keiner Beachtung werte Flotte vermehrte und verstärkte sich von Jahr zu Jahr, bis England glaubte, in ihr einen Feind erblicken zu müssen. Auf den Dreibund war kein Verlaß mehr. Er und der Zweibund sind Widersacher. England ist isoliert. Aus dieser Isolierheit hat es sich schnell herausgezogen. Der Zweibund wurde unterworfen, Frankreich bei Fachoda, Rußland in der Mandschurei besiegt, müssen, nachdem der eine auf den Süden und Aegypten, der andere auf alle indischen Eroberungspläne verzichtet, in einen Bund gegen Deutschland eintreten und werden mit Marokko und einem Stück Persien abgelohnt. Oesterreich und Deutschland in der Mitte werden also von England, Frankreich, Italien und Rußland unter britischer Führung umgeben. Auch jenseits des Ozeans liegen die Verhältnisse für England günstig. Japan und Nordamerika, das eine durch ein förmliches Bündnis, das andere wenigstens durch freundschaftliche Beziehungen mit England verbunden, sind betrebt, ihre Kräfte gegeneinander zu neutralisieren.

Solange dieser Zustand dauert, herrscht England. Die Interessen aller Mächte im fernen Osten sind aber zu bedeutend, als daß ein langer, stetiger Verlauf der Dinge dort wahrscheinlich wäre. Die Gruppierung der Mächte wird sich ändern und die englische Flotte kann bald berufen sein, den britischen Besitz und die in Asien noch zu hebenden Schätze vor begehrlichen Händen zu schützen. Sie fühlt sich aber in der Heimat durch die deutsche Flotte in der Nordsee festgehalten. Es ist zu fürchten, daß der Nachbar in das ohne Wächter gelassene Haus einsteigt. Soll die englische Flotte die Freiheit haben, überall auf dem Erdenrund zu erscheinen, was für das britische Inselreich notwendig erscheint, so wird es gut sein, den lästigen Nachbarn zu beseitigen. Dazu ergab die Marokkofrage Gelegenheit. Die Erscheinung eines alten, fast unbrauchbaren Kanonenbootes in einem unbefestigten westafrikanischen Hafen, die Benützung einiger Dienstmaten, nicht nur Deutschland, sondern auch allen übrigen Mächten die offene Tür in Marokko zu gewährleisten, der Aufpruch auf wenige Ländergebiete im Innern Afrikas, von denen nur etwa die Hälfte anbaufähigen Bodens, waren doch nicht imstande, die britischen Volksleidenschaften von Grund aus aufzuwühlen, wenn nicht die Regierung die Gelegenheit benutzte, um Deutschland als den geschworenen Feind Englands zu denunzieren. Es hätte dem Gefühl der Volksseele entsprochen, wenn die englische Flotte ausgelaufen wäre, die deutsche überrascht und vernichtet hätte. Gleichzeitig wären 150.000 Mann in Belgien gelandet, militärisch den Belgiern auf den linken Flügel der französischen Armee gerückt, um dann geschlossen gegen die in der Minderheit befindlichen Deutschen loszugehen. Der Anschlag mißlang, weil in Flotte und Armee gar manches hier und dort fehlte und weil die deutsche Flotte sich auf dem Rendezvous, das man ihr freundlichst ausgesucht, nicht einfand. Der Marineminister und sämtliche drei Seelords sind aber durch neue, ausgezeichnete Männer ersetzt worden, die alle Mängel beseitigen und die Flotte bald völlig schlagfertig herstellen werden. Um den Erfolg ganz sicherzustellen, wird die französische Mittelmeerflotte im nächsten Sommer ausbildungs- und übungshalber in nördlicher Richtung abdampfen. Nur eine geringfügige Gelegenheit, und ein neuer Ueberfall kann verübt werden.

Was Italien und Rußland unternehmen werden, steht dahin. Jedenfalls werden sie die österreichischen und vielleicht auch einen Teil der deutschen Streitkräfte fesseln.

Da 65 Millionen Deutsche nicht mehr ausgebildete Soldaten stellen als 41 Millionen Franzosen, wird sich daher Deutschland Frankreich allein gegenüber in der Minderheit befinden, ganz abgesehen von den englischen und vielleicht auch den belgischen Truppen, die jenem zu Hilfe kommen werden.

Ob für den möglichen Krieg die englische Flotte und Armee sowie die französische „Flotte an Unternehmungsgeist gewonnen haben, mag dahingestellt bleiben, das Selbstvertrauen und die Kriegslust der französischen Armee wie der ganzen Nation hat jedenfalls seit den Vorgängen des letzten Sommers erheblich zugenommen.

Mit vorzüglichster Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren ganz ergebenster

Graf Schlieffen.

* * *

Zu beachten ist, daß dieser Brief aus dem Jahre 1911 stammt.

Tagebuch.

Von

Hermann Bahr.

8. August. In dieser Zeit, wo jeder schreit und Klugheit selbst, als schäme sie sich, nur mit Bombast verhüllt auftritt, ist es ein wahres Glück, daß Deutschland doch den Theodor Wolff noch hat! Wir kennen uns seit 1890. Damals waren wir zusammen jung, waren wir zusammen frech. Er hatte, noch vor Brahm und Schlenther, eben mit Harden den Entschluß zur Freien Bühne gefaßt. Dann aber ging er nach Paris, Gott sei Dank! Viele Deutsche von unserer Generation haben erst in Paris schreiben gelernt. Als er zurückkam, hatte sich die Frechheit zur Freiheit gemildert, sein angeborner Berliner Witz war zu Verstand gekommen, aus dem vorlauten Spötter ein kühler Weltmann geworden, seine Klugheit nähert sich zuweilen der Weisheit (und erreicht sie vielleicht nur deshalb doch nie ganz, weil sie durch und durch eben bloß aus Klugheit besteht, aus nichts als Klugheit, ohne jede Beimischung einer der inkommensurablen Seelenkräfte — was auch der Grund ist, warum ich ihm jetzt unverständlich, beklagenswert und, fast scheint's, ein bißchen unheimlich bin, doch irrt er: ich habe gar nicht den Verstand verloren, ich habe nur noch was dazu gefunden. Und als nun alle unklug wurden, war's doch gut, daß einer klug blieb. Als alle besoffen waren, nahm er sich freilich verdächtig nüchtern aus. Aber jetzt, in dem allgemeinen schweren Katzenjammer, tut ihnen die Kühle wohl. Um nicht ungerecht zu sein: auch Harden soff nicht mit, auch Harden blieb klug (jetzt muß er es büßen!) Aber Harden hat nun einmal das an sich, daß er alles, was er ist, gereizt und aufreizend ist; er reicht die Hand, ballt aber dabei die Faust, und wenn er die Flöte bläst, erschallen Fanfaren, wenn er Frieden bringt, bricht ein Krieg aus. Gerade seine Leidenschaftlichkeit macht ihn mir wert (wenn es auch vielleicht mehr eine der Nerven als des Gemüts, mehr die Bürnes als die Görres' ist), aber was dieses rastlose überschriene Deutschland jetzt vor allem braucht, ist die klare Stimme gelassener Besonnenheit. Was Theodor Wolff sagt, darauf kommt's eigentlich gar nicht so sehr an: man greift Montags zum Tageblatt, um den einzigen öffentlichen Redner zu hören, der noch nicht rabiat gewo den ist. Er hat Verstand, Laune, Geschmack, Bildung, Takt, er brüllt nicht, er pöbelt nicht, er brandet nicht, er zetert nicht, er flucht nicht, er bricht nicht in Hymnen aus, er sagt seine Meinung, mit Entschiedenheit, doch ohne Drohungen, und es scheint, er ist unter allen öffentlichen Sprechern Deutschlands der einzige, der diese früher selbstverständlichen Gaben noch hat; er ist zurückgeblieben. — Diesmal stellt er „die neuen Männer im Reich und in Preußen vor und es ist allerliebst, wie er das Mäuschen, das der kreißende Berg gebar, tanzen läßt: „Zwei wirkliche leibendige Parlamentarier treten in die Regierung ein, die Welt soll nicht sagen, daß wir nicht auch modern und demokratisch seien. Darf man darauf hinweisen, daß dieser tiefgreifenden Neuerung der wirkliche Reiz der Neuheit fehlt? . . . Man irrt gewiß nicht in der Annahme, daß die Bevölkerung diesen Aemterumbau und diese Personalverschiebungen ohne leidenschaftliche Teilnahme betrachten wird. Sie hat augenblicklich nur den lebhaften Wunsch, zu erfahren, wo eigentlich das Obst geblieben ist." Er spricht dann von des Kölner Oberbürgermeisters Wallraf „politischen Anschauungen, die wohl in Halbtönen sich bewegen". Und Drews, der neue Minister des Innern, ist ihm „einer von jenen leicht liberalisierenden Beamten, die in den Ministerien gar nicht so selten sind." Ganz klug, doch etwas dünn, wird man sagen. Gewiß! Klingt wie ein Spinett. Aber gerade darum! Wenn ich mich dann wieder ins Trommelfeuer anderer deutscher Zeitungen wage, schwillt mir mein Theodor Wolff wahrhaftig zum Montaigne des heutigen Preußen an.

*

10. August. Am 18. Oktober werden's hundert Jahre seit dem Burschenfest auf der Wartburg, da wurde die deutsche Burschenschaft geboren. Zur Erinnerung ist eben bei Eugen Diederichs in Jena ein Schriftchen erschienen: „Die Burschenschaft als Jugendbewegung. In zeitgenössischen Berichten zur Jahrhundertfeier des Wartburgfestes herausgegeben von Max Fodann und Walter Koch." Beginn, Erhebung und Verlauf der Burschenschaft von jener Feuerrede Friesens über die blutige Tat Sands (ergreifend sind seine stupid idealistischen Briefe; es ist doch von Brutus bis auf Friedrich Adler in allen solchen fanatisierten Pedanten immer dieselbe Mischung reinsten Willens, echtesten Gefühls mit stärkster, aber sozusagen heiß getauener Geistigkeit und einer überwältigenden Unkenntnis aller realen Maße!) bis zu der albernen „Amtlichen Belehrung zur Verwarnung für alle Studierende auf den königlich preußischen Universitäten". Doch kommt es den Herausgebern sichtlich dabei nicht so sehr auf die Geschichte der Burschenschaft an, sondern indem sie von der Vergangenheit erzählen, haben sie mehr Gegenwart und Zukunft im Sinn; denn auch heute noch scheint ihnen das Ideal der Burschenschaft nicht erfüllt und die ganze Schrift ist eigentlich bloß mehr eine Einleitung zu dem „Nachwort", das ein junger Schweizer, Hans Mühleistein, verfaßt hat. Es beginnt mit zwei Zitaten von Fries. In dem einen heißt es: „Völkerfreiheit und Gleichheit im Innern der

Staaten und im äußeren Staatenbunde der gebildeten Völker soll uns gebracht werden durch die Begeisterung der Gerechtigkeit, welche das religiöse Lebensfeuer der kommenden Zeit werden wird." Und im anderen: „Mögen gleichsam im geheimen Bunde alle kräftig Wollenden mit dem Geist der Jugend zusammentreten, verehrend als ihren Herrn und Meister . . . den Geist der Wahrheit, der als Rächer und Retter unter den Völkern waltet und dessen heiliger Fem endlich jedes Werk der Ungerechtigkeit unterliegt, so der Geist im Völkerleben nicht erstirbt." Man ahnt sogleich, worauf der Schweizer zielt: ihm ist offenbar der Sinn der Burschenschaft noch nicht damit erschöpft, die Wacht am Rhein zu singen. Er sieht in ihr „den Vorboten einer neuen Zeit, die noch bis heute gar nicht angebrochen ist." Und so mahnt er die Brüder von heute zum „Kampf um dieselbe erhabene Idee, um die vor hundert Jahren eure Brüder von der Wartburg stritten und litten: um die Idee der Wiederherstellung des Rechts im öffentlichen Leben der Völker! Das heißt heute Kampf um die europäische Idee, um die rechtliche Einigung Europas! Denn was euren Brüdern vor hundert Jahren die deutsche Idee war, das muß euch Heutigen die europäische Idee werden. Heute bei dem Bloß-Nationalen stehen bleiben, hieße derselben Beschränktheit, derselben Ungerechtigkeit huldigen, wie vor hundert Jahren dem Partikularismus der Einzelstaaten! . . . Die ganze europäische Jugend muß rechtzeitig auf der Seite der europäischen Solidarität zu finden sein, wenn es den Kampf um die Zukunft Europas und der europäischen Menschheit gilt gegen den nationalistischen Partikularismus, der dem ganzen europäischen Völkerleben Tod und Verderben droht . . . Aber das Bloß-Nationale, das Nichts-als-Nationale, mit einem Wort: der Nationalismus als Prinzip, ist unter dem Druck der Zeitnot zum wahren Fetisch des Zeitalters geworden. Er ist der Götze, dem heute die Völker buchstäblich geopfert werden . . . So geht denn, ihr deutschen Brüder, darin der Jugend der Welt voran, daß ihr die Flamme der Menschheitsidee hochhaltet und sie in die Zukunft tragt als Fackel einer neuen Zeit! Das ist es, was der Geist des Wartburgfestes heute von euch fordert: Helft dem europäischen Gedanken eine Bahn brechen, wie die Jugend vor hundert Jahren sie dem deutschen brach! Rüstet euch, einen großen Bund der gebildeten Jugend in Europa zu begründen! Fries rief auf der Wartburg den deutschen Burschen zu: Laßt euch den Freundschaftsbund eurer Jugend, den Jugendbundesstaat, ein Bild werden des vaterländischen Staates — des Staates, den die hochgemute Wartburgschar erst in ihrem zukunftsgläubigen Geiste trug. Und er mahnte: Laßt uns aus dem Freundschaftsbund eurer Jugend den Geist kommen in das Leben unseres Volkes! So rufe ich euch zu: Bereitet euch vor auf einen Freundschaftsbund der gebildeten Jugend aller Völker unseres Kulturkreises und schafft ihn so, daß er ein Bild und ein Vorbild werde einem besseren, freieren, wiederaufblühenden, gereinigten Europa!" Mir klopft mein altes Herz vor Freude. Wenn das geschähe! Eine Burschenschaft der europäischen Eintracht! Ich trüge noch einmal mein verblichenes schwarz-rot-goldenes Band, es hätte wieder seinen Sinn. Eine wahrhaft katholische Burschenschaft wäre das! Aber ich sehe bisher erst einen solchen Burschenschafter: unseren jungen Kaiser.

*

17. August. Nun hat Rom gesprochen, und so hätten die katholischen Staaten Oesterreich und Frankreich einfach die Friedensbedingungen des Heiligen Vaters anzunehmen; jeder Katholik wird gehorchen müssen.

Ein Jubilar der Hofoper.

Ein Gespräch mit dem Musikinspizienten.

Von

Karl Marilaun.

Die Hofoper hat vergangenen Sonntag ein kleines Familienfest gefeiert. Ihr Archivar und Musikinspizient, Herr Josef Schmidt, vollendete das fünfzigste Jahr seiner Zugehörigkeit zu dem kaiserlichen Kunstinstitut, dem er unter einem guten halben Dutzend Direktoren gedient hat. Sein erster Chef war der Baron Dingelstedt, und wenn das Gedächtnis des alten Herrn Schmidt so hübsch geordnet wäre, wie es seine Archive und Registraturen sind, so ergäben seine Erinnerungen einen kostbaren, stattlichen Band Hofoperngeschichte, der leider ungeschrieben bleiben wird.

Von allen Trägern berühmter und unvergessener Namen, mit denen ihn seine Tätigkeit während eines halben Hunderts von Jahren in Verbindung brachte, ist es Direktor Jahn, dessen Direktionszeit für Herrn Schmidt heute noch die unerreichte, große Glanzzeit der Hofoper bedeutet. Dieser Direktor war nichts weniger als „dämonischer" Künstler, er hatte weder die Nerven noch den sich selbst verzehrenden, ruhelosen und unberechenbaren Feuergeist Gustav Mahlers, aber er war ein gütiger, immer gerechter und wohlwollender Chef, eine durch und durch noble und besonnene Natur. Es gab keine „Tücke des Objekts", die ihn mahlerisch außer Rand und Band zu bringen vermochte. Inmitten der tausend Unberechenbarkeiten des Theaterbetriebes behielt er unter allen Umständen den Kopf oben, es gab keine beleidigten Künstlereitelkeiten, keine Kulissenintrigen, keine Bühnenrevolutionen, die ihn auch nur für eine Sekunde um seinen verständigen Gleichmut zu bringen vermocht hätten. Wer zu ihm kam — und die Tür zur Direktionskanzlei Jahns stand der gefeierten Diva so gut wie dem kleinen Chorsänger zu jeder Stunde offen — war sicher, von seinem Chef mit Wohlwollen angehört zu werden. Und wie am Schreibtisch, war er auch im Theater; kein gereizter Gott, der Schrecken und Nervosität um sich verbreitet, sondern einsichtsvoll und selbst gemütlich, sogar an Abenden, an denen jedem andern außer dem Direktor die Gemütlichkeit verging. Herr Schmidt erinnert sich da an eine Reihe wahrhaftiger Theaterkatastrophen, an denen die Aera eines Winkelmann, Theodor Reichmann, der Materna durchaus nicht so arm war, wie man heute anzunehmen geneigt ist. August Stoll, das heutige Ehrenmitglied der Hofoper, bewährte seine Kunst des „Einspringens" in den allerunmöglichsten und verzweifeltsten Situationen; mit seiner hellen, hohen Tenorstimme sang er unverzagt jede Baßpartie, wenn der Tenor, was eben damals schon vorzukommen pflegte, in letzter Stunde abgesagt hatte und kein Ersatz für den Abend aufzutreiben war. Gustav Mahler war an ähnlichen Abenden rasend, kein Mensch, und wäre es sein vertrautester Freund gewesen, hätte es gewagt, ihm auch nur in die Nähe zu kommen. Aber Jahns Ruhe hielt jeder Katastrophe stand, er traf besonnen seine Anordnungen und ließ den Dingen, die Menschenmacht momentan nicht ändern konnte, in Gottesnamen ihren Lauf. So hatte, in einer „Aida"-Aufführung glaube ich, der Tenorist abgesagt, Ersatz war zu der späten Abendstunde nicht zu bekommen, und so half man sich, wie man sich in solchen Situationen eben immer zu behelfen pflegte, man holte den jungen Herrn Stoll, der sich unverzagt schminken und kostümieren ließ und mit dem Textbuch in der Hand hinaus auf die Szene trat. Vor seinen großen Arien, die sich eben nicht einmal dieser Aushelfer par excellence zutraute, schlug Herr Schmidt unten im Orchester einen Akkord an, dann — las Herr Stoll einfach den Text der Arie vor, und die Vorstellung ging weiter.

Der Vorhang fiel nach dem ersten Akt und in der mehr als gewitterschwülen Stimmung, die hinter den Kulissen herrschte, wartete Herr Schmidt, was Direktor Jahn, der sich eben auf die Bühne begab, nun sagen würde. Jahn kam, ging auf den Herrn Schmidt zu, klopfte ihm gutmütig auf die Achsel und sagte: „Na ja, es ist ja recht gut gegangen, Sie haben das sehr hübsch eingerichtet. Fangen wir halt mit dem zweiten Akt an." Die Jahnsche Gemütlichkeit war dabei nichts weniger als Schlamperei, er wußte als alter Praktikus vom Theater ebensogut wie der kleinste seiner Leute, daß solche Unfälle nicht besser werden, wenn man mit dem Kopf durch die Wand fährt.

Etwas von diesem einsichtsvollen Gleichmut hätte Herr Schmidt, der ein alter, von hundert schwülen Abenden hinreichend abgebrühter Theaterhase ist, mitunter wohl auch seinem Direktor Gustav Mahler gewünscht. Seine Genialität überragte sicher die seines Vorgängers Jahn, aber die Nerven fürs Theater hatte er jedenfalls nicht. Und von den Vorgesetzten, die der Musikinspizient der Hofoper in langen Dienstjahren kennen lernte, war Mahler kaum der angenehmste. Seine Natur kannte keine Kompromisse. „Tradition", sagte er brutal, „ist Schlamperei". Wie er gegen sich selbst schonungslos bis zur Rücksichtslosigkeit sein konnte, schonte er auch den Künstler nicht. Er war der Zauberer, dessen Taktstock die auf der Bühne stehenden, von seinen böse blitzenden Brillengläsern hypnotisierten Sänger zu Höhen hinaustrieb, in denen sie besinnungslos ihr Letztes hergaben. Künstlerisch dankten sie ihm ungeheuer viel, aber das Arbeiten mit diesem Mann konnte zum Martyrium werden. Auf den Proben war er ein Dämon, oder wie Herr Schmidt es bescheiden ausdrückt: „Ein bißchen übertrieben war er." Explosionen waren bei Mahler an der Tagesordnung, für ihn gab es kein Ansehen der Person, und die „Tücke des Objekts", an der er nach seinem eigenen Geständnis zuletzt gescheitert ist, hat er in den ersten Jahren seiner Direktionsführung nicht anerkannt. Er leugnete einfach die tausend unberechenbaren Zufälligkeiten des Theaters und konnte rasend werden, wohl auch ungerecht, wenn ihm ein Fehler oder ein Versehen seiner geplagten Mitarbeiter zuweilen die Unzulänglichkeit alles Irdischen zum Bewußtsein brachte. Sogar Herr Schmidt, auf dessen bescheidene und ruhige Natur die bunte Welt des Theaters sicherlich nicht abgefärbt hat, wurde unter ihm verzagt und reichte seine Kündigung ein. Mahler war damals auf Urlaub, und als der Musikinspizient sich in der Kanzlei um das Schicksal seines Austrittsgesuchs erkundigte, zeigte ihm der Beamte ein eben eingelaufenes Telegramm des Direktors. „Schmidt zurückhalten!" hatte Mahler telegraphiert, und diese paar Worte galten aus dem Munde Gustav Mahlers jedenfalls mehr als das längste Belobigungsschreiben.

Herr Schmidt erinnert sich auch des historischen „Lohengrin"-Abends, den Richard Wagner in der Hofoper dirigierte. Er stand, damals noch Bühnenmusiker, hinter den Kulissen, als der Sänger des Lohengrin auf den Einsatz zu der berühmten Stelle „Elsa, mein Weib" wartete. Aber Wagner ließ gerade, da er den Einsatz geben sollte, den Taktstock sinken, er war so hingerissen von seinem Werk, daß er das Theater, die Sänger und den wartenden Tenoristen vergaß und regungslos, mit offenem Mund, hinauf zur Bühne starrte. Wenn der hinter dem Komponisten postierte Hofoperndirektor die Situation nicht geistesgegenwärtig erfaßt und blitzschnell auf eigene Faust weiterdirigiert hätte, wäre die vor Wagners Eintreffen in zahllosen Proben einstudierte Vorstellung rettungslos „geschmissen" gewesen.

Als man Wagner nach Schluß des „Lohengrin", in dem Scaria und die Materna mitwirkten, fragte, wie es ihm gefallen hätte, sagte er übrigens das mehr berühmte als höfliche oder ermutigende Wort, daß die Aufführung ausgezeichnet gewesen sei, „soweit die vorhandenen Kräfte reichten".

Ungefähr dasselbe würde Herr Schmidt wahrscheinlich auch sagen, wenn man ihn um seine Ansicht über die heutige Hofoper befragte. Urteilsfähig genug wäre er, der die Duftmann, die Lucca noch sah, der Winkelmann, die Renard, die Schläger, die Wilt, die Materna gekannt hat, gewiß. Rings um ihn schlummern in den hohen Registraturschränken der Hofoper die großen Zeiten, er selbst hat sie in Aktenfaszikeln gebunden; es ist ein imponierendes Archiv der Erinnerung, und all die großen Namen, die hier eingesargt sind, tönen dem alten Herrn noch so lebendig ins Ohr, daß man es versteht, wenn er über ihnen — die Gegenwart ein wenig vergißt.

Das singende Kleeblatt.

Ein Wiener Terzett.

Von

Siegmund Schlesinger.

Das Gedenkdatum eines Todes und eine Heiratsnachricht, die ich kürzlich in der Zeitung las, führten mich um zwanzig Jahre zurück in meine Familienstube, wo wir drei liebe Gäste hatten, zu denen der Ausblick vom Fenster aus auf den Kahlenberg ihn ganz wohl paßte. Denn ein echtester Wiener Sangesdreibund war's, so originell, wie populär, den die drei bildeten, in engster Freundschaft aneinandergeschlossen. Ein einfallsreicher Liederdichter, ein von volkstümlichen Melodien durchtränkter Liedkomponist, ein witzig pointierender Liedersänger, beliebter Bühnenkomiker dabei: Paul Rivalier, mit dem Familiennamen Pius Freiherr v. Meysenbug, aus der kurhessischen Staatsmännerfamilie, die sich nach Oesterreich herüber verzweigte, — Alexander Krakauer — Julius Wittels. Was der eine dichtete, komponierte der andere, und was die zwei geschaffen, trug der dritte vor, und Wien pflegte es ihm nachzusingen. „Du lieber Himmelwater", „Das goldene Wiener Herz", „Gold und Eisen", „Das kann mein Caro a" waren so einige der vielgesungenen Schlager. Dabei boten die drei auch nach anderer Richtung hin ein freundliches, exquisites Bild in jenen Zeiten der heftigsten konfessionellen Gehässigkeiten. Baron Meysenbug, der Sohn des streng klerikalen einstigen Unterstaatssekretärs im Auswärtigen Amte, der am Konkordat mitgearbeitet, er selbst im vollen Sinne seines Taufnamens, Pius, der „Fromme", ein frommgläubiger Katholik — Juden die beiden anderen. So war's etwas schön Menschliches und Künstlerisches, was sich in dem heiteren Dreibunde darbot, ohne jedwede Pose und Prätension, mit der liebenswürdigsten Anspruchslosigkeit.

Nur fraß leider der Todeswurm an diesem Bunde. Der erste, den er wegzehrte, in frühen Jahren schon, war Krakauer, der den Krankheitskeim in der Lunge schon mit zur Welt gebracht hatte, den traurigen, behindernden Begleiter der gleichfalls mitgebrachten musikalischen Veranlagung. Dieser durfte auf ärztliches Verbot nicht nach der Violine greifen, weil die kleine Lunge diese Art der Armbewegung nicht vertragen hätte, sondern mußte sich dem Klavier zuwenden, auf dem der fünfjährige Knabe schon sich den Strauß'schen „Donauwalzer" nach dem Gehör aus eigenem zurechtmachte. Zum: an den Tasten hing sein Musikherz bis zum Lebensende, sie zogen ihn magisch an, als ob er an ihnen hätte verhauchen mögen. So kam's auch beinahe. Bei jenem Beisammensein im Kreise der Meinen war ihm auch ohnehin das Klavierspielen verboten worden, so bedrohliche Fortschritte hatte die Krankheit bereits gemacht. Aber dem Anblick des im Zimmer befindlichen Pianos konnte er nicht widerstehen, trotz alles Einredens setzte er sich denn hin und spielte und improvisierte, bis ihm die Arme entkräftet sanken und er vom Instrument förmlich weggehoben werden mußte. Wenige Wochen darauf kam die Katastrophe. Sie trat unter den denkbar grellsten tragischen Umständen ein. Krakauer und Wittels, der auch sein Leidensgenosse war, nur daß das Uebel bei ihm von minder heftigem Charakter zu sein schien, gingen jeden Sommer nach Gleichenberg zur gemeinsamen Kur. So auch diesmal. In Graz, wo umgestiegen wurde, erhielten sie ein Coupé für sich allein. Behaglich streckte sich Krakauer auf die Bank hin, da brach ihm ein Blutstrom aus dem Munde, der Zug hatte sich unterdessen in Bewegung gesetzt, Wittels wollte an die Notleine greifen, es war keine da, verzweifelt pochte er an die Coupéwände, niemand hörte ihn — als man in dem zweiten Grazer Bahnhof ankam, war Krakauer bereits in Agonie und starb auf dem Bahnhof. Der Leichnam wurde nach Wien gebracht und auf dem Friedhof beerdigt. Zwei Jahre darauf traf Wittels ein ähnliches Geschick. Während eines Gastspiels in Meran starb er nächtlicherweile plötzlich in einem Gasthofzimmer und wurde in Meran begraben. Seine Gattin, die gegenwärtige Hofschauspielerin Gusti Wittels, hatte bis jetzt den Witwenstand bewahrt — vor einigen Wochen hat eine Zeitungsnachricht ihre Wiederverheiratung gemeldet und damit an das Andenken des Toten und des mit ihm verklungenen Terzetts gerührt.

Denn der eine Ueberlebende, Paul Rivalier, suchte nicht eben die „Firma" mit Ersatzmännern fortzuführen, wie es bei dem Udel- und dem Koschat-Quartett geschehen ist, ihm war mit den Freunden das Interesse für Sang und Theater entschwunden. Denn nur die Freundschaft hatte dieses Interesse in ihm gezeitigt und entwickelt. Zuerst hatte die Verbindung mit Krakauer allein die Anregung gegeben, und als dann Wittels, den sie im Künstlercafé Scheidl kennen lernten, der Dritte im Bunde wurde, dessen Vortragstalent nach der entsprechenden Betätigung verlangte und dazu vollberechtigt erschien, nahm das Ganze die praktischen Formen eines zielbewußten Zusammenarbeitens an. Denn es galt hauptsächlich dem Freundschaftswerk, Wittels zu „machen", ihm seine Position beim Publikum wie bei den Direktionen zu schaffen. Er war nämlich auf ein sehr bescheidenes Plätzchen angewiesen und hatte mit den dürftigen Rollen vorlieb zu nehmen, die in den erbgesessenen Komikern als zu geringfügig abseits gelassen wurden. Diese Röllchen bekamen nun ihren Aufputz durch „Gesangseinlagen", zu denen die Direktoren gerne ihre Zustimmung gaben und die den ersten Komikern recht unverfänglich ohne jedwede Konkurrenzbedeutung erschienen. Aber diese Einlagen wurden allmählich von einer Wirkung, die aus mancher Nebenrolle eine Hauptrolle machten und, unterstützt von dem Text- und dem Musikhumor der beiden Freunde, durch sie in die Möglichkeit versetzt, alle seine Vortragseigenschaften, speziell für das Couplet zur Geltung zu bringen, hatte Wittels alsbald Ruf und Rang einer Spezialität, die kaum einen Rivalen hatte. Man ging manchen Abend ins Theater, nicht um das Stück zu sehen, sondern um ein Couplet — Text Rivalier, Musik Krakauer — von Wittels zu hören.

Davon erzählt Paul Rivalier heute noch mit womöglich wehmütiger Erinnerung und er illustriert den Wittelsschen Witz, der sich noch im Geplauder und im lustigen Einfall bekundete, mit allerlei Schnurren. Eine der ergötzlichsten ist ein, sozusagen, „berufsmäßiger" Theaterspaß, ein sträflich ausgelassenes Extempore aus den Wanderjahren des Anfängers, als er von einem Notengagement ins andere zog. Da war ihm einmal ein Regisseur aufsässig, der in den „Räubern" den Karl Moor spielte, während Wittels mit dem Schufterle behaftet war, und da beschloß er, eine Bosheit zu üben auf die Gefahr der Entlassung hin. Als Karl Moor den heimtückischen Schufterle in den „böhmischen Wäldern" von der Bande angreift und dieser den Rücken gewendet hat und verschwunden ist, kehrt er überraschender Weise zurück und richtet mit wirklich heimtückischer Treuherzigkeit an Karl Moor die Frage: „Ich bitt', Herr Hauptmann, wo kommt man aus den böhmischen Wäldern hinaus? Ich find' den Weg nicht." Mit dem tragischen Ernste des Schillerschen Dramas war es natürlich in dem Augenblick vorbei, aber den Weg aus dem Engagement weg hatte Wittels damit richtig gefunden. Zu dem Theaterulk nun auch eine Probe seines „Zwiswitzes" — sie ist nach dem Geschmack der Zichter Esplanade, Stil Café Walter, von wo sie auch stammt. Zwei Schwestern, Jenny und Emmy, junge Wiener Lebedamen, der weitesten Oeffentlichkeit angehörend, machen in dem Männerfang selbst einander Konkurrenz. Es wird von dem neuesten glänzenden Verhältnis gesprochen, das Emmy aufgegabelt habe, und da bemerkt Wittels: „Wenn Jenny das hört, dreht sie sich am Graben um." Anstatt „im Grabe".

Für Paul Rivalier war, wie gesagt, mit dem Hingang der beiden Freunde die Liederfreudigkeit erloschen. Sie hatten ihn von dem Familienberufe einer Amtstätigkeit weg, der frohen Kunst und dem Theater zugelenkt. Kunstsinnig waren die Meysenbugs wohl immer gewesen und in ihren Memoiren schildert Malwine v. Meysenbug, die Tante Rivaliers, das geistig und künstlerisch bewegte Gesellschaftsleben im großelterlichen Hause, dem des damaligen kurhessischen Staatsministers — mit dem Scheiden der beiden Genossen lenkte er aber in die eigentliche Familientradition wieder ein. Er trat in den Staatsdienst, und zwar in den administrativen, worin er ver-